

1. Sonntag nach Epiphania

8.1.2012 – Neustädter- und Universitätskirche Erlangen

... alles sehr gut? Schöpfungsglaube und Fehlermanagement Gentechnik

Predigt: Prof. Dr. U. Sonnewald (Biochemie)
Prof. Dr. P. Dabrock (Syst. Theologie / Ethik)

Gnade sei mit Euch von Gott unserem Vater und unserem Herrn Jesus Christus. AMEN.

Herr, segne du unser Reden und Hören! Amen!

Dabrock:

Liebe Gemeinde,

„Mein Auge sieht, wohin es blickt, die Wunder deiner Werke; der Himmel prächtig ausgeschmückt, preist dich, du Gott der Stärke!“ So haben wir gerade mit Christan Fürchtegott Gelerts großem Schöpfungslob gesungen. Wenn wir hochgestimmt sind, wenn wir die Alpen erwandern, das Nordseerauschen vernehmen, den Sonnenuntergang genießen, wenn wir Hoch-Zeiten des Lebens, in der Urlaubszeit, im Sommer oder Winter erleben, wenn wir ergriffen sind beim Anblick des Wunders eines Neugeborenen, dann stellen wir Gottes Spuren im Leben, in der Natur fest, dann stimmen wir gerne ein in den Chor der Naturtheologie: „Mein Auge sieht, wohin es blickt, die Wunder deiner Werke!“ Ja, so ist es doch auch: Gerade in der Pracht, der Schönheit, der Üppigkeit der Natur ahnen wir Gott, sehen wir Gottes Spuren; im Übrigen: trotz dieser letzten trüben Tage und Wochen, trotz dieses nasskalten Schmuddelwetters – Erinnern wir uns noch an den geradezu idealtypischen Winter letztes Jahr, den überlangen Spätsommer und goldenen Herbst und hoffen auf gute Schöpfungserfahrungen in diesem Jahr? Ja, die Schöpfung kann den Schöpfer offenbaren, die Natur zum Offenbarer des Unendlichen werden: „siehe, es war gut!“ „Siehe, es war SEHR gut!“

Doch aus den Jahresrückblicken 2011 klingt neben vielen bösen ein besonders dunkles Wort in meinen Ohren nach: Tsunami. Die dunkle Wirklichkeit, die sich mit diesem Wort verbindet, war doch erst Jahre zuvor so brutal in eine vermeintliche Paradieswelt und Ferienidylle eingebrochen. Nun schon wieder: Tsunami, Erdbeben. Kein Mord, kein Totschlag, kein Verbrechen, keine direkte, höchstens eine indirekte menschliche Verantwortung: schlechte Bauten an falscher Stelle, unklare Zuständigkeiten, schlampige

Kontrollen, zu späte Warnungen, ja, ja, aber der Auslöser: der Tsunami, das Erdbeben – keine menschliche Tat und doch: unendliches Leid: ja, wodurch verursacht? Von wem zu verantworten? Schicksal? Natur? Gott?

„Und: siehe, es war sehr gut!“? Tsunami, Erdbeben, aber auch Krebs, Infarkt, bei all diesen Worten, die schreckliche Wirklichkeiten herbeizitieren, sperrt sich viel im Inneren, weiter die Natur als gute Schöpfung zu preisen; nein, Klage, Protest kommt auf; überall, wo sinnlos, unverantwortet, schicksalhaft Leid und Tod sich ereignet, darf sich die Frage nicht bändigen lassen: Mein Gott, war das wirklich sehr gut? Oder sind Dir doch Fehler, kapitale Fehler unterlaufen in der Natur, die Deine gute, sehr gute Schöpfung sein soll?

Fragen wir doch einen, der sich mit kleinen Geschöpfen und großen Geschöpfen, mit der Schöpfung, zumindest in ihrem Verständnis als Natur von Berufs wegen auskennt. Lieber Prof. Sonnewald, Sie sind Biochemiker und haben Ihre Forschungsschwerpunkte im Bereich Molekulare Biologie und Physiologie der Pflanze und in der Pflanzenbiotechnologie. Wie reagieren Sie, wenn Sie unsere alttestamentliche Lesung hören und es dort heißt: „Siehe, es war sehr gut!“?

Sonnewald:

Als Naturwissenschaftler fällt es mir schwer, die Schöpfungsgeschichte wörtlich zu nehmen, insbesondere die Aussage „Und Gott sah alles, was er gemacht hatte, und siehe, es war sehr gut.“ Diese Aussage impliziert, eine abgeschlossene Arbeit. Aber, war wirklich alles gut? Konnte unter den gegebenen Bedingungen alles gut sein? Kann die Schöpfung nicht vielmehr als permanenter Prozess verstanden werden, der kontinuierlich zu einer Erneuerung führt und somit eine Harmonisierung des Lebens mit der Umwelt ermöglicht?

Gegenwärtig beobachten wir Klimaveränderungen, die dem Handeln der Menschen zugeschrieben werden, dabei vergessen wir meist, dass es Sauerstoff-produzierende, einfache Lebensformen waren, die aus einer Sauerstoff-freien eine Sauerstoff-haltige Atmosphäre schufen und damit unser Leben erst ermöglichten. Sie haben das Klima wahrlich revolutioniert.

Was waren die Voraussetzungen? Die Voraussetzungen waren das Licht und die Schaffung von Prozessen, die es ermöglichen aus Lichtenergie, Kohlendioxid und Wasser, Sauerstoff und Biomasse zu produzieren, die Photosynthese. Die Grundlage hierfür wurde in der Sprache der Bibel am ersten Schöpfungstag gelegt: „Es werde Licht“. Vor vielen Milliarden Jahren war die Erdatmosphäre durch Methan, Kohlendioxid und Stickstoff geprägt. Dies änderte sich erst vor ca. 2,4 Milliarden Jahren, als sich der durch lichtgetriebene Prozesse produzierte Sauerstoff in der

Erdatmosphäre anreicherte und die Grundlage für unser Leben legte. Seit dieser Zeit produzieren Pflanzen nicht nur unsere Luft zum Atmen, sondern sichern unsere Ernährung, sie erfreuen uns durch ihre Schönheit und dienen uns als Rohstofflieferanten für Baumaterialien, Kleider und Energie.

Sind die Pflanzen jetzt gut, oder gibt es in ihrer Welt nicht kapitale Fehler? Lassen Sie mich zur Beantwortung dieser Frage ein überraschendes Beispiel mit ihnen teilen: Pflanzen haben nicht nur für uns die Lebensgrundlage geschaffen, sondern auch ihre eigene Umwelt verändert. Entstanden ist die bereits erwähnte Photosynthese in einer Sauerstoff-freien Atmosphäre vor ca. 3,5 Milliarden Jahren. Sie basiert auf der Aktivität molekularer Helfer, den sogenannten Enzymen, die als Biokatalysatoren chemische Reaktionen in Zellen unter normalen Lebensbedingungen durchführen.

Da die damaligen Lebensbedingungen Sauerstoff-frei waren, haben die ersten Enzyme den Umgang mit Sauerstoff nicht erlernen müssen. Dies betrifft insbesondere ein zentrales Enzym, welches atmosphärisches Kohlendioxid in Kohlenhydrate überführt, die Ribulose-1,5-Bisphosphat Carboxylase/Oxygenase, kurz Rubisco. Der Name ist nicht weiter wichtig, aber ohne dieses Enzym wäre menschliches Leben auf der Erde nicht denkbar. Heute gibt es weltweit kein zweites Enzym, welches so häufig vorkommt. Auf jeden Menschen kommen ca. 10 kg Rubisco. Im Wesentlichen mit Hilfe dieses Enzymes fixieren Landpflanzen 120 Gigatonnen Kohlendioxid pro Jahr. Dies entspricht ca. dem 20-fachen der menschlichen Kohlendioxidfreisetzung. Da das Enzym nur schlecht zwischen Sauerstoff und Kohlendioxid unterscheiden kann, kommt es häufig zu einem Fehleinbau, und damit zu einer bis zu 30% verringerten Bindung von Kohlendioxid in Kohlenhydrate. Unter optimalen Bedingungen könnte also bis zu 30 % mehr des sog. Klimakillers Kohlendioxid gebunden werden – ein Vielfaches der durch Menschen produzierten Kohlendioxidmenge. Um diesem scheinbaren „Schöpfungsfehler“ des Enzyms entgegen zu wirken, hat sich die Natur einige Tricks ausgedacht, auf die ich nicht weiter eingehen möchte. Sie war aber nicht in der Lage, dem Enzym selbst den Einbau von Sauerstoff abzugewöhnen. Sie hat gelernt, mit dem Fehler zu leben. Auch der Mensch hat versucht, mit Hilfe der Gentechnik das Enzym zu optimieren, um damit die Produktivität der Nutzpflanzen zu steigern, allerdings ohne Erfolg.

Das gegebene Beispiel soll verdeutlichen, dass sowohl der Mensch als auch die Natur einem kontinuierlichen Wandel ausgesetzt sind, den alle Beteiligten beeinflussen. Was heute gut ist, kann morgen falsch sein und umgekehrt. Bei Bewertungen sollte man daher vorsichtig sein und immer die zur jeweiligen Zeit vorherrschenden Bedingungen berücksichtigen. Erdgeschichtliche Betrachtungen zeigen das Entstehen und Verschwinden etablierter Lebensformen, Prognosen in die Zukunft fallen schwer. Die Natur folgt scheinbar keinem Plan, sie wirkt ungerichtet. Aus naturwissenschaftlicher Sicht vermag ich keinen direkten

Sinn zu erkennen, als Christ ist diese Erkenntnis unbefriedigend. Vielleicht versucht der Mensch, in der Schöpfung der Natur einen Sinn zu geben.

Dabrock:

Was Sie zum Schluss gesagt haben, ist auch mir wichtig, wichtig als Mensch, der seinen Glauben in der modernen Welt zu leben, zu begreifen und verständlich zu machen sucht. Nach meinem Glaubensverständnis können und dürfen wir uns als Gläubige modernen naturwissenschaftlichen Erkenntnissen nicht verschließen. Das fände ich auch gegenüber Gott, der uns mit Verstand ausgestattet hat, unehrlich. Hier also nehme ich Ihre Botschaft mit: ja, es gibt sehr viel „Versuch und Irrtum“ in der Natur; der Naturprozess schert sich nicht um den oder das Einzelne: „Es geht voran“ Wohin? Unklar! Nur weiter. Und das kann den Menschen bisweilen nützen, bisweilen sehr schaden.

Und dennoch wohnt in diesem naturwissenschaftlich betrachtet, sinnfreien Irgendwie-Weiter eine Komplexität, im Großen wie im Kleinsten, die nach Staunen, tiefster Achtung, ja, nach Sinnverstehen schreit. Solches Sinnverlangen fängt offensichtlich schon damit an, dass uns zweierlei klar wird:

1. die Einschätzung, was vermeintlich Fehler sind, das kann sich sehr schnell ändern;
2. auch wenn solche Fehleranalyse im Prinzip ihrerseits korrekturbedürftig ist, dürfen wir nicht einfach die Hände in den Schoß legen.

Beide Einsichten, also die Vorsicht gegenüber Fehlerurteilen und der Impuls, nicht untätig zu bleiben, führen mich wieder zu unseren biblischen Lesungen zurück. Gerade beide Texte hintereinander und miteinander in einem Gottesdienst über mögliche Fehler Gottes in der Schöpfung zu hören, fasziniert mich. Sie ergänzen sich – so will ich fast sagen – auf wundersame Weise. Warum?

In der neutestamentlichen Epistel aus dem Römerbrief, da haben wir ja vom Seufzen der Schöpfung gehört. Gegenüber dem „Es war sehr gut“ der Genesis klingt das geradezu aufwühlend provozierend: Die ganze Schöpfung, nicht nur der Mensch, harrt der Erlösung, stöhnt und ächzt. All das, was Sie, lieber Herr Sonnewald, über Versuch und Irrtum in der Natur gesagt haben, all das Schreckliche, was wir mit den Worten Tsunami, Erdbeben, schwere Krankheiten verbinden, könnte in diesem Text über das Seufzen der Schöpfung eine Entsprechung finden.

Und doch geht es Paulus mit diesen Worten nicht um eine Naturbeschreibung, sondern genau darum, was Sie in Ihrem letzten Satz gesagt haben: „Vielleicht versucht der Mensch in der Schöpfung der Natur einen Sinn zu geben.“ So lese ich

jedenfalls die für heute ausgewählte Epistel. Für Paulus ist es die Gottesbegegnung in Christus, die diesem Ächzen und Stöhnen der Schöpfung eine Dynamik auf – ja, was soll ich sagen? auf Vollendung, sage ich, gibt. Alles, was Paulus an Zweideutigkeiten, Gefährdungen, Brüchen, an Krankheit, an Sinnwidrigkeit, an Unsinn im Leben, im Leben der Natur sieht und auch nicht beschönigt, IST s. E. überwunden: durch Tod, ja und vor allem durch die endgültige Annahme des Lebens in Christus bei Gott: Auferstehung! Überwunden, aber wir sehen es noch nicht, doch wir haben Hoffnung. Und dann folgt ein Satz, an den ich denken muss, wenn mich Zweifel packt – und wen packt nicht Zweifel in seinem Glauben? –: „Die Hoffnung aber, die man sieht, ist nicht Hoffnung; denn wie kann man auf das hoffen, was man sieht?“ Ich finde dieses Bekenntnis ungeheuer tröstlich: Verzweifle gerade nicht, wenn Du an der Spannung zwischen Sehen und Glauben leidest! „Warte in Geduld!“, aber vor allem: Lass die Hoffnung nicht fahren!

Während Paulus also den – sagen wir es mal forsch so – Fehlern in Gottes Schöpfung nüchtern ins Auge schaut und ihnen mit Geduld und vor allem Hoffnung, gestärkt durch den Glauben an Christus, entgegen tritt, verhält es sich in der Genesis anders. Dennoch setzen diejenigen, die uns den berühmten ersten Schöpfungsbericht in der Bibel überliefert haben, eine ähnliche Pointe. Im Einzelnen:

Nach dem ersten Schöpfungsbericht, wir haben ja zwei durchaus unterschiedliche in der Bibel (was wiederum schon dagegen spricht, sie einfach wortwörtlich zu nehmen, denn man weiß ja dann nicht, welchen man wörtlich nehmen soll). Also, nach dem ersten Schöpfungsbericht sagt Gott vielmal: „Es war gut!“ und am Ende sagt er sogar: „Es war sehr gut!“ Die ganze Schöpfung *ist* sehr gut. Mit Paulus, mit unseren eigenen vielfachen Erfahrungen und mit den geschilderten Einsichten der Biologie könnten wir angesichts dieses Lobes und Selbstlobes Gottes rufen: Ja, seid ihr denn blind? Ist Gott denn blind, wenn er sagt: „Und siehe, es war sehr gut?“

Nein, weder naiv noch blind ist die Botschaft des ersten Schöpfungsberichtes. Dass ich diese Botschaft verstehen kann, dass sie meinen Glauben kräftig inspiriert, das verdanke ich den Einsichten der Bibelwissenschaftler. Ausgestattet mit ihren zahlreichen Analysemethoden haben sie nämlich Folgendes herausbekommen: Der so feierlich klingende Schöpfungsbericht ist nicht einfach als eine naturwissenschaftliche Erklärung des Weltanfangs zu lesen. Sicher, keine Frage, in ihn sind Traditionen der Weltentstehungsdeutung eingeflossen, wie sie sich auch in anderen Religionen des Vorderen Orients finden. Sicher ist auch, dass die Autoren dieses ersten Schöpfungsberichtes sich ungefähr die Entstehung der Welt so vorgestellt haben, wie sie sie beschreiben. Aber, aber: viel wichtiger, ist, was die Bibelwissenschaftler herausgefunden haben darüber, wann und warum diese Schöpfungserzählung so komponiert

worden ist, wie wir sie hier nun lesen und heute gehört haben.

Es war eine Zeit des ganz großen Chaos: die Zeit, als Israel, als Juda verloren gegangen war, der Tempel zerstört, die Oberschicht deportiert ward ins ferne, ins militärisch und kulturell so überlegen erscheinende Babylon; alles, worauf man jahrhundertlang seine Hoffnung gesetzt hatte: die Erinnerung an die Befreiung aus Ägypten, das Königtum, Jerusalem, der Tempel – alle Symbole, die Halt gaben, die Ordnung vermittelten – am Boden.

Und in dieser Zeit, angesichts solcher Erlebnisse sagt der erste Schöpfungsbericht: ja, trotz des Uranfangs von Tohuwabohu, also gegen Chaos, Wüste und Leere kommt Gott an. Er schafft, er erschafft Ordnung – und es folgt eine poetisch anmutende Deutung, was zu dieser Ordnung hinzugehört: Die Chaosmächte werden eingedämmt, ihnen wird Raum und Zeit als Lebensraum und Lebenszeit abgerungen, Nahrung in Fülle ist *im Prinzip* nun da, die Lebewesen können *im Prinzip* zusammenleben; natürlich wussten die Menschen, damals noch viel stärker als heute, um den Kampf zwischen Mensch und Tier um knappen Lebensraum; aber die Schöpfungsvision sah anders aus: Im Prinzip, im Anfang, im sinnstiftenden Anfang gibt es einen Schöpfungsfrieden, der sogar soweit reichte, dass der Mensch am Anfang nur als Vegetarier vorgestellt wird. Zum Fleischfresser wird er erst nach der Sintflut (vgl. Gen 9,3).

Sieg gegen das Chaos, und zwar gegen das hautnah, existentiell erlebte Chaos des Hier und Heute, Ordnung, Harmonie, Frieden, das Ziel der Schöpfung ist nicht der Mensch, sondern der Schabbath, also die Unterbrechung der Mühe des Alltagslebens – das sind die eigentlichen Botschaften des ersten Schöpfungsberichtes und nicht eine aus heutiger Sicht naiv anmutende Weltentstehungs-erklärung. Auf ihre Weise verarbeitet also der erste Schöpfungsbericht genau die Erfahrung, über die wir heute nachdenken: Wie gehen wir mit dem Verlust von Sinn und Ordnung um, wie verarbeiten wir das viele Unverständliche und schwer Erträgliche? Um all das wissen diejenigen, die uns den ersten Schöpfungsbericht überliefert haben, allzu sehr!

Und was und wie halten sie mit dem ersten Schöpfungsbericht gegen diese Erfahrung? Die eigentliche Botschaft des ersten Schöpfungsberichtes ist ein in schönsten Farben gemaltes: „Trotzdem!“ Trotz all dem, was ich sehe und erlebe im Umgang der Menschen miteinander, in der Politik, aber auch an Widerfahrnissen durch Naturgewalten, sie haben nicht das letzte Wort, weder in Babylon noch heute noch als überzeitliche Natur – es gilt: am Ende wird es gut, weil es von Anfang an, im Prinzip, *in principio* gut war.

Wie bei Paulus: Hoffnung ist das Motiv der Schöpfungserzählung! Während Paulus die Schöpfung stöhnen lassen kann, weil er die Hoffnung auf Erlösung im Herzen und auf der Zunge trägt, legen die Überlieferer des

ersten Schöpfungsberichtes solche Hoffnung in den idealen Uranfang. Es geht also um das Ziel, wenn vom Anfang geredet wird. Ursprung und Ziel verschränken sich. Widerstandsliteratur in den Farben des guten Anfangs, um das noch bessere Ziel zu erwarten! Das nenne ich eine echte Glaubensbotschaft, eine echte Hoffnungsbotschaft!

Diese Hoffnungsbotschaft befreit zum Leben, ermutigt den Menschen zur Verantwortung statt sich in der vermeintlichen Fehleranalyse zu verfangen.

Sonneward:

So lese ich es auch: In der Schöpfungsgeschichte bekommt der Mensch eine besondere Rolle zugewiesen: „Und Gott, der HERR, nahm den Menschen und setzte ihn in den Garten Eden, ihn zu bebauen und ihn zu bewahren.“ Darüber hinaus erhält er den Auftrag: „Seid fruchtbar, und vermehrt euch, und füllt die Erde.“

Um beides unter einen Hut zu bekommen, betreibt der Mensch seit über 10.000 Jahren Selektion und Züchtung. Zu dieser Zeit lebten ca. drei Millionen Menschen auf der Erde. Sie ernährten sich durch Jagen und Sammeln und benötigten eine Fläche von ca. 20 km² pro Kopf. Im Jahr 1950 lebten bereits ca. 2,8 Milliarden Menschen auf der Erde, pro Kopf standen 5.100 m² Ackerfläche zur Verfügung. Für das Jahr 2050 erwarten wir eine Weltbevölkerung von 9,0 Milliarden Menschen, wodurch sich die verfügbare Fläche auf 2.000 m² pro Kopf reduzieren wird. In Anbetracht der Zahlen sollte klar sein, dass wir nicht weiterhin ungebremst so wirtschaften können. Wenn der Mensch als Gärtner die Aufgabe hat, Gottes Garten zu pflegen, so geht dies bestimmt nicht, wenn der Gärtner sich auf Kosten der Natur ungehemmt ausbreitet und so die Geschöpfe des Gartens verdrängt.

Um dennoch so viel Menschen wie möglich ernähren zu können und gleichzeitig die Natur zu schützen, ist ein verantwortlicher und das heißt auch effizienter Umgang mit unseren natürlichen Ressourcen dringend notwendig. Moderne Anbaumethoden und Pflanzenzüchtung haben bisher wahre Wunder vollbracht und die Flächenerträge durch Auslesezüchtung, Kreuzungzüchtung, Hybridzüchtung und Gentechnik kontinuierlich gesteigert. In neuester Zeit erlaubt die Genomforschung tiefe Einblicke in die genetischen Eigenschaften heutiger Nutzpflanzen und verspricht weitere Ertragssteigerungen. Leider beobachten wir in den letzten Jahrzehnten einen Rückgang der Züchtungserfolge und ein Ausbleiben der Ertragssteigerungen bei den Hauptkulturlpflanzen. Züchter suchen Hände ringend nach neuen Methoden, um diesem Trend entgegen zu wirken.

Eine dieser Methoden ist die Gentechnik. Dennoch wird insbesondere die Gentechnik überwiegend kritisch betrachtet

und als unangemessene Einmischung des Menschen in das natürliche gottgegebene Gefüge verstanden. Die Gentechnik oder Genomforschung wird weniger als kontinuierliche Weiterentwicklung menschlicher Bemühungen betrachtet, den anvertrauten Garten zu bebauen und sicherzustellen, dass alle genug zu essen haben. Die häufig anzutreffende globale Betrachtung der Chancen und Risiken der Gentechnik ist sicherlich fehl am Platz.

Gentechnik hat viele Anwendungen. Sie reicht von der Unterstützung zur zielgenauen Selektion gewünschter Eigenschaften heutiger Hochleistungssorten (die im Übrigen auch im ökologischen Landbau eingesetzt werden) bis hin zur Erzeugung transgener oder gentechnisch veränderter Pflanzen. Je nach Anwendung müssen die Chancen und Risiken der Gentechnik erneut erwogen werden. Die weitverbreitete Gleichsetzung von Gentechnik mit industrieller Landwirtschaft und der wirklich problematischen Abhängigkeit der Kleinbauern von internationalen Agrokonzernen wird den möglichen Anwendungen nicht gerecht. Sie stellt vielmehr die Werkzeuge zur Verfügung, Pflanzen besser zu verstehen, und, wenn wir sie schützen wollen, müssen wir sie verstehen.

In meinem Arbeitskreis verwenden wir gentechnische Verfahren, um das Verhalten von Pflanzen unter wechselnden Umweltbedingungen zu untersuchen. Langfristig erhoffen wir uns, dass aus unseren Arbeiten Strategien erwachsen, die zur züchterischen Verbesserung der Pflanzen verwendet werden können. Gewiss ist dies nicht, aber können wir es uns erlauben, Möglichkeiten ungenutzt zu lassen, die eventuell die Ernährung nachfolgender Generationen sicherstellen? Nichthandeln halte ich in Anbetracht der globalen Herausforderung für unverantwortbar. Züchtungsprozesse sind sehr langwierig, es dauert mindestens 15 und mehr Jahre, bis eine neue Sorte entstanden ist. D.h., Züchtung muss vorrausschauend planen. Kommen die Züchterfolge zu spät, fallen die Ernten zu mager aus. Vorzeitiges Handeln birgt Risiken, es könnte ein Irrweg verfolgt werden. Bedeutet dies aber, wir sollen nicht handeln? Nein! Wir müssen den Risiken, die eventuell aus der Gentechnik resultieren, die Risiken des Nichthandelns entgegenstellen und abwägen.

Auch hier ein Fazit als Naturwissenschaftler und Christ: Als Naturwissenschaftler bin ich davon überzeugt, dass die Gentechnik uns Möglichkeiten eröffnet, die Biologie der Pflanzen besser zu verstehen. Ob dies zu besseren Pflanzen führt oder ob neue Technologien die Gentechnik ablösen werden, bleibt offen. Als Christ glaube ich an die Schöpfung als kontinuierlichen Prozess, in dem der Mensch seine Aufgabe als Gärtner unter Nutzung der ihm gegebenen Möglichkeiten verantwortungsvoll wahrnehmen muss.

Dabrock:

Wenn ich Ihnen zuhöre, wird mir mehreres sehr klar:

1. schon durch unser Dasein, einfach unsere Masse und was wir tun als Menschen, üben wir enormen Druck auf andere Geschöpfe aus;

dann: 2. in einer so verworrenen, komplexen Lebensumwelt haben wir auch für unser Nicht-Tun Verantwortung.

Schließlich 3.: das Gärtnerbild ist ein schönes Bild dafür, wie wir diese Verantwortung übernehmen sollen: hegen, pflegen, bisweilen auch stützen, ernten, den Kreislauf des Lebens nutzen und nicht ihn so überdrehen, dass er keine Frucht mehr bringt.

Und doch wissen wir 4. auch, auch das habe ich bei Ihnen gehört, dass es ungemein schwer ist, als Einzelne wie als Gesellschaft, dieses Ideal umzusetzen.

Aber deswegen müssen wir nicht die Flinte ins Korn werfen: Paulus mit seinem ehrlichen „die Schöpfung seufzt“ verlangt nicht, dass wir alles schön reden. Die Rede von der guten Schöpfung in Gen 1 ist auch kein naives Schönreden, sondern ebenfalls Widerstands- und Hoffnungsbotschaft gegen die vielen Gebrechen in Natur und Gesellschaft. All das ermutigt darum, unseren Auftrag ernst zu nehmen, ernst zu nehmen *in* unserer Begrenzung. Die Jahreslosung aus dem 2. Kor-Brief „Christus spricht: Meine Kraft ist in den Schwachen mächtig.“ fügt sich doch in diese Botschaft, weil Schwachheiten in Natur und im menschlichen Leben nicht geleugnet werden müssen, noch viel mehr, weil Gott selbst die Schwachheit geadelt hat! Das haben jedenfalls mit Staunen die Weisen, die sich auf den Weg nach Bethlehem gemacht haben und dort ihre Sternstunde erlebt haben, mit nach Hause genommen. In diesem Kinde will Gott seine Epiphanie, seine Erscheinung. Diese Botschaft ist auch und gerade mit Blick auf die vermeintlichen Fehler in der Schöpfung eine *frohe* Botschaft. Denn Gottes Spuren können in der Schöpfung zwar gehänt werden, seine tiefe Nähe zu uns zeigt er jedoch im Kind im Stall und – am Kreuz. Hier ist er in seiner Ohnmacht mächtig, und nicht im Brausen des Sturms. Das ist die Zusage. Mit diesem hoffnungsvollen TROTZDEM dürfen wir den blinden Mächten in Natur und Gesellschaft begegnen, auch gegen unsere eigenen Grenzen, immer neu.

„Die Hoffnung aber, die man sieht, ist nicht Hoffnung; denn wie kann man auf das hoffen, was man sieht?“ – Siehe, es war sehr gut! AMEN

Und der Friede Gottes, welcher höher ist als alle Vernunft, bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus, unserem Herrn. AMEN.